

Die Egoisten.

Dem Leben nachträglich von Heide Schröder.

„Ach Gott! Ach Gott! Ach Gott! Emil, wir haben Krieg!“

Zitternd fiel Lieve auf Sofa, Klemme die ausgestreckten Arme mit den ineinander gerungenen Händen zwischen die Arme und sah in ihrer Todesangst zusammengekauert wie ein Vogelchen, das auf den Einsturz des Himmels wartet.

Aber Emil, den sie gerufen hatte, war nicht da — noch in seinem Geschäft in der Stadt. So strömten denn die Tränen, ohne daß ein Tröster in der Nähe war, und tausend Schredensbilder von Hunger und Nord, von Kindererschleppung und Pestilenz tobten durch Frau Lieves armes Hirn. Dann aber hörte sie „Fräulein“ mit den zwei Mädchen nach Hause kommen, und nun war es ganz aus mit ihrer Fassung.

„Lieselott und Ann-Marie!“ Wehend fiel die Mutter an den Kindern nieder. „Vater muß in den Krieg, und wir müssen fliehen! Und hungern werdet ihr müssen, ihr armen Kleinen. Und wer weiß, wie lange wir noch zusammen sind!“

Nun gingen auch die Mädchen ein schredliches Geheul an, und als Vater Emil mit wichtigem Gesicht heimkam, da konnte er kaum zu Worte kommen.

„Aber, weisste, Lieve, mit deinem Weinen ist da nun nichts zu machen. Nun soh dich man. Und ich brauch' ja auch nicht mit. Und Kusine Lene hab' ich eben getroffen, die will gleich ins Lazarett, sagt sie.“

„Was halt verlorst startete Lieve ihn an.“

„Du brauchst nicht mit?“ „Aber, warum denn wohl? Ich bin zweihundertzig und hab nicht gedient. Nun mit dem Geschäft — pfui Deibel, das kann schimmeln werden.“

„Und Lene will Verwundete pflegen?“

„Ja, das sagten überhaupt alle Frauen, die ich unterwegs traf. Sie wollen jetzt alle für die Allgemeinheit tätig sein.“

Nun trocknete Frau Lieve schnell ihre Tränen. „Aber, wenn du nicht mit brauchst, dann ist ja auch alles nur halb so schlimm. Zwar — die armen Soldaten! — Na, das ist aber ja nun mal ihre Beruf. Also denn will ich nun schnell mich in ein Lazarett melden.“

Ein Monat war vergangen. Frau Lieve hatte nun völlig die Fassung wiedergewonnen und konnte recht ernste Worte zu Fremden sprechen, die den Kopf hängen ließen, weil ihnen die Männer in wenig Stunden von der Seite gerissen worden waren, und die nun in Bongen auf die ausbleibenden Nachrichten warteten.

„So zeigt doch, daß ihr deutsche Frauen seid. Seyt mich an. Ich will nicht, daß mein Mann eine topfhängigerische Frau sehen muß. Ich bin schrecklich fleißig und sagte mir: Was der Krieg bringt, naß ohne Murren entgegen werden.“

Die Freundinnen schauten mit stillen Gesichtern zu der so starknervigen Lieve empor und bewunderten ihre Ruhe.

„Du arbeitest in einem Lazarett, nicht wahr, Lieve? Deine Kusine Lene erzählt schon, wie so sehr anstrengend das ist. Und dabei siehst du so prachsvoll wohl aus.“

„Ach, nein, wist ihr. Den Gebanten zu pflegen habe ich aufgegeben. Es tat mir ja schrecklich leid, aber ich konnte es doch wirklich nicht mit meiner Würde als Frau und Mutter vereinigen, mich wie ein Schulkind hinzusetzen und zu lernen. Wie oft habe ich meinen Mädchen schon nasfe Umschläge gemacht! Und meinem Emil habe ich den Hals gepinselt! Und nun alles von Anfang an neu lernen! Aha, das war mir zu dumm.“

„In welcher Weise hast du denn nun fleißig zu sein, Lieve?“

„Oh, ich muß enorm schaffen! Ich halte es für meine erste Pflicht, zu sparten. Ich habe sofort mein Fräulein entlassen, und nun muß ich den ganzen Nachmittags mit den beiden Mädchen beschäftigen. Und ich habe auch sofort mein Hausmädchen entlassen, und nun muß ich alles allein kochen und plätten. Wirklich, der Krieg macht mir arg zu schaffen!“

„Aber Lieve! Eigentlich sollten wir begüterten unsere Angestellten nicht gerade jetzt auf die Straße setzen. Warum mußt du denn so sehr sparen? Leider Emils Geschäft so sehr unter dem Kriege? Die Arbeit ist uns Frauen so segensreich, Lieve. Nun hast du nicht viel Zeit, die Sorgen über deinen Emil zu machen. Ist er eigentlich im Osten oder Westen? Er hat sich doch gleich anfangs als Freiwilliger gemeldet, nicht wahr?“

„Ach, nee, Kinder! Das war zum Glück nur so ein Gedanke in der allerleeren Begeisterung. Als Emil zur Rekrutentam, hat er's schon bleiben lassen! Ja, eure Männer sind Referovoffiziere, für die ist es kein Opfer, hinauszugehen. Aber Emil hat nicht gedient; der mußte als Gemeiner eintreten! Vom Mannschaftsessen mußte er leben, und in der Kaserne mußte er wohnen! Aha, nee, mein Emil muß seine Gemütslichkeit

haben, und sein Geschäft hat ihn auch nötig.“

Lieves beide Freundinnen dachten an ihre Männer, die tief in Feindesland waren. Sie sahen sich an und schüttelten leise die Köpfe. Hier war also ein Haus, das in großer Zeit nur kleine Gedanken hegte.

Ob sie versuchten, Lieve aufzurütteln? Ob sich nicht auch hier der Funke schlugen lieb, der Willionen deutscher Herzen entzündet hatte?

„Dann also leb' wohl, Lieve. Wir zwei müssen zu der Arbeitsausgabe, die wir für die Heimarbeiterrinnen übernehmen haben. Aber schade ist's doch für dich, daß du nicht auch ein bißel für die Allgemeinheit schaffen hilfst. Du glaubst nicht, wie froh das macht und wie das tröstet.“

Lieve erstarrte sich. „Oh, wie recht ihr habt. Wenn ihr nur wüßtet, wie ich mich danach sehne, auch helfen zu dürfen! Wie furchtbar groß wird noch all die Not werden, und wie wahnsinnig gerne möchte ich auch ein mein Teil beitragen in dieser schweren Zeit! Ich kann euch gar nicht sagen, wie ich darunter leide, nichts tun zu können.“

„Zu können?“ „Ja wohl! Ich kann wirklich und wahrhaftig nichts tun, denn — so oft ich auch den Wunsch schon gehabt habe, mitun zu wollen, niemand kann mich gebrauchen, und alle Stellen, die für mich passen, sind schon besetzt! Ich leide schrecklich darunter!“

Fast traten Tränen in Frau Lieves Augen, aber ihr sollte schnelle Hilfe aus ihrer Not werden, denn fröhlich nahmen die beiden Freundinnen sie bei der Hand, und die eine ermunterte: „Dann danke nur dem Himmel, kleine Lieve, daß er uns zwei beide heute zu dir hingeführt hat! Denn dir, wir haben Arbeit in Hülle und Fülle für dich! Im Gegenteil, wir haben dich eigentlich brennend nötig, denn die Kabarettisten, die wir vom Bettelwundern übertragen bekommen haben, sind so enorm angewachsen, daß wir unbedingt mehr Hilfe haben müssen. Sonst werden die Sachen für die ausruhenden Mannschaften nicht rechtzeitig fertig. Du siehst, wir wollen nicht nur dir eine Freude mit unserem Anerbieten machen, sondern das Vaterland braucht deine Hilfe.“

Lieves rundes funtundzwanzigjähriges Gesicht wurde bitterernt. Ein würdevolles Unterlinsen legte sich wie schützend um das junge Oval der Wästel. Auf der Stirn lagen finstere Falten, und die Arme verschränkten sich vor der Brust wie zur Abwehr gegen einen unsichtbaren Feind.

„Ja, da haben wir's! Nun kommt ihr zu spät! Ich habe schon fest versprochen, morgen zu einer Bekannten zum Tee zu gehen, und nächste Woche habe ich Schneiderei, und übernächste Woche will ich meine Eltern in Dresden besuchen. Ich kann ihnen die Enttäuschung nicht bereiten, abzufahren. Und — und — und —“

Nach tausend und einen Grund stellte Frau Lieve mit Wucht und Wichtigkeit vor ihre Freundinnen hin. Dann Pause. Und dann ein erleichtertes Auaatmen und ein herausgerudeltes: „Ach, Himmel, ja! Wie schrecklich leid tut es mir nun wieder, daß ich wieder nicht dazu kommen kann, mitzugehen. Aber da seht ihr's nun! So geschieht's mit eben immer! Immer und ewig kommt mit etwas dazwischen. Ihr müßt wirklich Mitleid mit mir haben.“

Diese letzte Bitte aber mußten die zwei Freundinnen ihr abschlagen. Noch nie seit dem Kriege hatten sie herzlicher gelacht, als da sie nun zusammen die Straße hinunter gingen und Frau Lieves Benehmen nochmals überdachten.

Wie so oft schon, hatten sie sich auch heute angezogen gefühlt von Frau Lieves lebhafter Teilnahme, ihrer bereiten Hilfsbereitschaft. Sie waren hereingefallen auf ihre herausgerudelte Juvilität, auf ihre warmherzigen Worte — bis — ja, bis sie nun heute plötzlich wußten, daß alles eben — Worte waren.

Ob Frau Lieve es fertigbringen würde, sich während des ganzen Krieges untätig zu halten? Fernab von einer Tätigkeit, die dem Vaterlande galt?

Ein Jahr, ein schweres Jahr war vorübergegangen. Noch immer tobte der Kampf in hemmungsloser Gewalt.

Und noch immer „sparte“ Frau Lieve. Emils Geschäft ging glänzender denn je, und die Hausfrau hält getrost die entlassenen Dienstmädchen wieder einstellen können. Aber sie wollte „etwas für den Krieg tun“, und so sparte sie denn eifrig für — den eigenen Geldbeutel.

Emil aber hatte inzwischen eine Betätigung gefunden, erfinden, die ihn hoch über die Allgemeinheit stellte: sein Besondere: „Reichshafen“, der vollständig einberufen war, sollte wissen, daß auch der in der Heimat lebende mit seinen — Gebanten bei ihnen war. Und so ließ er sich die Vereinstoffe zur Verfügung stellen und befrucht aus ihr Hunderte von Feldpostpäckchen, die er seinen Sangesbrüdern ins Feindesland nachsandte. Kam er aus dem Geschäft, so füllte ihn diese Kriegstätigkeit vollständig aus.

Und Frau Lieve schrieb die Aufschreiben und schnürte die Päckchen.

Hart und lieblos ward da eines Tages dieses Päck gefüllt durch den ungeduldrigen Landflur mußte nun helfen, die Grenzen zu sichern, und es muß gefunden werden, daß Emil mit seiner Fassung dem Kriege folgte. Er wurde zur Garde ausgemustert und mußte täglich darauf gefast sein, einberufen zu werden.

Auch Frau Lieve nahm den Schlag ruhiger, als sie es vor einem Jahre getan hätte, denn ganz ohne Einfluß war die harte Zeit auch auf sie nicht gewesen. Aber als eines Tages Kusine Lene, deren Mann in den Karpaten gefallen war, zu ihr kam, um mit ihren Erfahrungen bei der Beforgung von Emils Ausrüstung zu helfen, brach Frau Lieve doch in lautes Schluchzen aus und gestand, daß sie mit Nerven und Körper am Ende ihrer Kraft angelangt sei.

„Der Krieg hat mir eben zu sehr zugefügt. Es bleibt mir nichts übrig, als nächste Woche für einige Zeit an die Ostsee zu gehen. Die hat mir noch nichts geholt.“

Fassunglos blickte die ernste Lene an.

„Und dein Emil? Vielleicht muß er doch, schon in den nächsten Tagen, zur Ausbildung fort, und du siehst ihn vor dem Auszug ins Feld kaum noch wieder. Willst du ihm die letzten Tage in seinem schönen Heim ungemütlich machen? Willst du ihm deines eigenen Wohles halber Frau und Kinder entziehen, ehe er in den Krieg geht?“

„Ich sage dir ja, ich bin selber krank vom Kriege. Ich muß auch einmal an mich selber denken.“

Und Frau Lieve verlebte fünf herrliche Wochen an ihrer lieben Ostsee.

Wieder einige Wochen später. Emil war nun eingezogen. Er war eigentlich ganz zufrieden und lebte ein ganz vergnügiges Soldatenleben. Da es feststand, daß er nur zu den Befehlstruppen kommen würde, war auch Frau Lieve beruhigt und gab sich ohne Sorgen ihren Haushaltspflichten hin, die sie sich allerdings, da sie nun je einfar war, mit Tee- und Kaffeebelegen ein wenig verliessen mußte.

Eines Abends — sie kam eben erhebt aus einem Strickloffe, bei dem zwar wenig Wolle, doch desto mehr Kaffee verbraucht worden war — fand sie Kusine Lene vor.

„Ach, liebe, gute Lieve, verzeh, wenn ich dich löse. Gemisch bist du müde. Aber willst du mir wohl einen kleinen Gefallen tun? Ich bin in einiger Verlegenheit und benutze nur schnell einen freien Augenblick, um dich zu sprechen.“

Frau Lieve glaubte nicht anders, als daß sie der im Nachbarhaus wohnenden Lene ein Buch oder ein Haushaltungsgerät leihen sollte, und beiläufig, mit vielen Worten ihre Bereitwilligkeit zu erklären.

„Du weißt ja, Lene, ich tue so herzlich gern alles, was in meinen Kräften steht. Sage mir nur gleich, um was es sich handelt, ich versichere dich, daß ich dir schrecklich gern helfen will.“

Lene hatte auch wirklich volles Vertrauen zu Lieves Gümmigkeit und brachte schnell ihre Angelegenheit vor.

„Sieh mal. Ich leide doch fünf Vormittage in der Dstliche“ — Lieves Gesicht wurde länger — „aber es ist ganz unbedingt nötig, daß ich selber die ganze Sache in die Hand nehme. Das ist aber nur möglich, wenn ich jeden Tag hingehen könnte. Das läßt sich ja gut einrichten, wenn erst mein Neßhaken zur Schule geht. Bis dahin ist's aber noch ein ganzer Monat. Nun habe ich fünf liebe Menschen gefunden, die mir die kleine jeder einmal wöchentlich mit ihren eigenen Kindern beaufsichtigen lassen. Wie gesagt, es würde sich für dich ja nur um die vier Freitagmorgen in diesem Monat handeln, und doch wäre es mir und der ganzen Obstliche von so großem Wert, wenn du erlaubtest, daß Rauff dann mit deiner Lieselott, die ja auch noch nicht zur Schule geht, zusammen spielen dürfte.“

Lene hatte fröhlich und zuversichtlich gesprochen und hatte nicht bemerkt, daß Lieve ihr würdevolles Unterlinsen schon zur Hilfe geholt hatte.

„Also dann müßte ich mich verpflichten, an diesen vier Vormittagen dein Kind zu Besuch zu haben?“

„Ach ja, das wäre lieb von dir, Lieve. Dann könnte ich beruhigt meiner Arbeit nachgehen, das Obst würde bestimmt gut verwertet, und da du doch so oft schon bereit bist, daß du gern für die Allgemeinheit sorgen möchtest, so hättest du hier einmal eine Gelegenheit dazu, die dir wirklich weber Mühe noch Arbeit kostet. Ich wäre dir unendlich dankbar.“

Zuerst war Frau Lieve recht erschrocken gewesen; dann hatte sie sich hinter ihre Würde geflüchtet, nun aber lag offener Hohn auf ihren Lippen.

„Nur eines verziehe ich nicht, Lene: wie du es über dich bringst, dein Kind alle Vormittage fremden Leuten zu überlassen.“

„Lieve, mein Mann ist gefallen; ich brauche Arbeit, um über die ersten Zeiten hinwegzukommen und um die Empfindung haben zu dürfen, das Wert fürs Vaterland fortzuführen. Aus

dem er selber zu früh abberufen wurde. Und trotzdem würde ich entzagen und still zu Hause bleiben, wenn ich nicht wüßte, daß es meinem Kleinen viel besser ist, wenn es mit Altersgenossen spielt, als wenn es bei seiner traurigen Mutter sitzt. Bin ich vormittags fleißig gewesen, so kann ich auch nachmittags mit ihm ein wenig fröhlich sein.“

Noch immer lag der Hohn in Frau Lieves Augen.

„Ich verziehe dich ja vollkommen, liebe Lene. Aber ich muß sagen, daß du wirklich zuviel an dich selber denkst und nicht auch an mich. Sieh mal. Mein Mann ist nun gefallen; das ist ja traurig, aber damit liegt nun auch alle Unruhe, alle Sorge hinter dir, während ich fast erzweifelnd muß über das, was noch kommen kann! Auch ich bin jetzt wirklich nicht geeignet, deinem kleinen Mädchen Erheiterung zu bringen, und dann muß ich auch gestehen, daß ich nicht gern die Verantwortung für fremde Kinder auf mich nehme.“

Frau Lene mußte sich später immer befinnen, wie sie wieder auf die Straße gekommen war. Bisher hatte sie Lieves Verhalten immer mit Humor beobachtet, nun aber war sie von Ekel übermannt worden, und mit kurzem Gruß hatte sie Lebenswohl gesagt.

Die Eroberung von Rapallo.

Sitze von Alfred Semeran.

Es gab da kein anderes Wort dafür, in aller Morgenröte um 4 Uhr, die Sonne sah gerade ein bißchen über den Rand der Berge, die Rapallo umgaben, und ein rolicher Schimmer floß zart und dünn durch das silbergrüne Laub der Delbäume, die auf den Hügelspitzen standen, da kamen die Italiener sacht wie Katzen den Schlangenweg empor und eroberten Rapallo. Das war das Wort, „erobert“, und es war ein Sieg mehr auf der Liste des Leutnants Ner. Es war schon das dritte Dorf, das in acht Tagen „erobert“ hatte.

Nun muß man allerdings sagen, daß alle diese Eroberungen nicht mit Opfern an Munition oder gar mit Blut verknüpft waren. Neris Strategie wandte sich mit Vorliebe Ortschaften zu, in deren Nähe kein strategisches Fort drohte, und die keinerlei Befestigungen aufwiesen.

Alle diese Ortschaften dachten auch gar nicht an irgend welchen Widerstand, und der Gemeindevorsteher empfahl sich sofort samt der ganzen Bevölkerung dem Wohlwollen des Bersaglierleutnants, den die Kriegslust aus den schwarzen Augen brannte, und der einer Ordensauszeichnung entgegenzitterte. Denn Ner hatte zu seinem großen Schmerz den Tripolisriegelgeräten müssen — damals hatte ihn ein Sturz von einem raffen Gaul zugezogen, gründlich in der Heimat gehalten — und nun wollte er auch gleich die Lorbeeren für eine versumte Zeit nachpflücken. Niemand unter all' seinen Kameraden war darum begeisterter als er von dem Krieg, bei dem es ja auch gleich die Erlösung der bedrückten Brüder galt. Das war das Stichtwort für das ganze Heer, und bei keinem hatte sich dies Wort so fest in das Gehirn geprägt wie bei dem achtundzwanzigjährigen Leutnant Ner. Es war sein Kriegstuf, seine Fanfare und bei jedem neuen Unternehmen versetzte er nie, seine Leute anzuspornen mit einer kurzen, feurigen Ansprache, in der die Erlösung der unterdrückten Brüder Anfang, Mitte und Ende war. Dann kam das Hoch auf den König und das laupere Heer, und dann zog Leutnant Ner mit den seinen strammen Schritten vorwärts. Er hat, auch nichts dagegen, wenn seine Leute unterwegs das Mamelislied sangen, und er summelte auch regelmäßig der Refrain mit. Aber sobald er in die Nähe der feindlichen Ortschaft kam, gebot seine Hand energisch Schweigen, das Lied brach jäb ab und nun ging es ruhig mit Stagnitritten weiter. So war es auch mit Rapallo gegangen. Ner hatte natürlich seine Kundschafter, die mit einer Vita zufrieden ihm wichtige Nachrichten zutragen, und war selbstverständlich davon unterrichtet, daß die Eroberung Rapallos ohne Widerstand erfolgen würde. Wieder einmal waren die Destrierer weit vom Schuß! dachte der Leutnant ägerlich. Man konnte die Kerle wahrhaftig nie zu fassen bekommen. Aber einmal mußte und würde es ihm doch gelingen.

So rückte er denn in gewohnter Weise vor, und als Rapallo in tiefem Schlafe lag, erscholl schon das energische Kommando des Leutnants über den Dorfplatz. Es wollte ein heißer Tag werden. Die Italiener hatten bereits einen Weg von vier Stunden zurückgelegt und spürten nun große Lust, sich zu erquiden. Aber der „Schwarze Adler“ war noch geschlossen. Und blieb es auch vorläufig, wenn sich nicht die neue Herrschaft bemerkbar machte. Der Korporal Garro hämmerte auf einen Wink des Leutnants an die Tür. Es waren ein Paar lächliche lombardische Bauernkäfte, die das Holz beschlugen, und da Garro selbst einen

Werdshunger hatte, hätte Ner keinen besseren Klopfer finden können. Endlich öffnete sich oben ein Fenster und ein geräuschter grauer Männerkopf erschien. Wütende Blide, noch heftigere Worte auf der Zunge, die aber rasch heruntergeschluckt wurden, als Signor Mosca, der Besitzer des Schwarzen Adlers, der Italiener gemahrt wurde. Ner gab dem Gastwirt einen kräftigen stummen Wink und nach zehn Winkten war Mosca unten.

Es stellte sich auch gleich auf die Frage des Leutnants heraus, daß Mosca der Gemeindevorsteher war und so gab ihm zuerst Ner Kunde von der Eroberung Rapallos mit dem streng gemessenen Auftrag, sie unverzüglich der gemainten Bevölkerung weiterzugeben.

Mosca schickte sofort Knecht und Wago in die Häuser, die Leute zu wecken, und nach einer Stunde war Rapallo vollkommen auf Platz und Gassen und selbst zu den alten hausfälligen Hüte des Ziegenhirten Pietro war die Kunde gedrungen von der neuen Herrschaft, und Pietro, mit seinem sechszehnjährigen Weinen, pelzte den halperigen Weg zum Dorfplatz hinauf.

Es war ein Wogen und Sammen wie in einen. Bienenfloss zur Schwarzzeit und der Dorfplatz war schwarz von Menschen. Alle Köpfe und Augen waren mit dem Ausdruck höchster Spannung auf den Schwarzen Adler gerichtet, hinter dessen staubigen Fenstern Leutnant Ner sah und von der braunen Luigia Mosca bedient wurde.

Die Rapalleesen nidten sich zu, diese Mosca war doch ein ganz geistiger Ner. Natürlich die Luigia! Wenn die es nicht verstand, mu diesen Wägen anzugehen, dann verstand es wahrhaftig niemand hier oben. Allmächtig schob sich die Menge naher an den Gasthof heran und verdrängte fast forterlich den Posten, der an der Tür Wache hielt. Der „Schwarze Adler“ war bis auf den letzten Winkel von Neris Leuten gefüllt, die sich an dem dunkelroten Bauerngelicht, dem Roggenrost, gelben Vancelje und dem roten Wein wohl sein ließen, der wie Vulpur glühte. Mosca hatte gerade wegen dieses Weines einen großen Kau, und die Leute kamen Sonntags Hundstweit, um einen Liter dieses Bino rosso zu trinken. Der Leutnant hielt es nun für seine Pflicht, dem versammelten Volk von Rapallo in eigener Person die Aufrichtung der italienischen Herrschaft mitzuteilen, und trat mit Garro auf den Platz. Die Menge wich etwas zurück. Der Posten stand stramm und präsentierte das Gewehr während der Ansprache Neris. Der Leutnant begann, soldatisch, kurz. Er hatte ja die Rede schon ein paar mal gehalten. Er beobachtete dabei scharf die Menge. Es kam nur darauf an, was das Weiswort von der Erlösung der bedrückten Brüder für einen Eindruck machte. Die Rapalleesen hören zu, stumm, erhaunt, verblüfft. Ner war fertig, sah sich um. Er meinte ein Stichen hinter seinem Rücken gehört zu haben. Da stand Luigia. Um ihren Mund spielte noch ein Lächeln. Es wollte sich vor Neris strengen Blick schüchtern, aber es blieb um die vollen roten Lippen. Luigia sah den Leutnant brandhaft an. Ihre Augen, die so brand waren wie ihr krauses Haar, leuchteten schalkhaft auf. Sie hatte ein Glas Wein in der Hand, voll bis zum Rand und die Sonne durchlichtete das Rot. Die Rapalleesen hatten die kurze Szene bemerkt und eine stille Heiterkeit begann sich ihrer zu bemächtigen. Der alte Pietro stand in der vordersten Reihe. Er hatte sich durch die Menge gedrängt, er war schwerhörig und stand unmittelbar vor Ner. Wahrhaftig, nun blingelte der Leutnant schla zu, dann wandte er sich um und zog durch eine unverschämte Geberde eine Brücke zwischen Ner und Luigia, die dem Leutnant sehr unmutig das Glas Wein bot. Ner verlor eine Minute die Fassung. Dieser alte Kerl da drohte wahrhaftig, ihm den ganzen Effekt zu verderben. Jetzt galt es: der Leutnant nahm mit einer heftigen Geberde das Glas, rief: „Hoch der König, hoch Italien!“ und leerte es auf einen Zug. Die Rapalleesen waren durch diese Szene hingerissen und schrien: „Hoch! Hoch! Hoch!“ Der alte Pietro durchdrang mit seiner mächtigen dunklen Stimme den Chor: „Hoch Tirol, hoch Destereich!“ Der Leutnant warf ihm einen wütenden Blick zu: So ein Esel! Dann, immer das schwarze Auge fest auf den Hirten gehalten, rief er nochmal: „Hoch Italien!“ und trat dann eilig in die Wirkstube zurück.

Nun kam auch Leben in die Dorfbewohner. Der Platz war wie ein unruhig wogendes Meer. Also jetzt war Rapallo italienisch. Wer hätte sich das noch gestern träumen lassen! Freilich, man wußte, daß Montebale und Caprille von den Italienern genommen waren. Aber die beiden Dörfer lagen doch flundenweit ab. Diese Italiener waren wirklich Kerle! Nun, so lange sie sich höflich aufführten, konnte man sich ja diese Gäste gefallen lassen. Und vorläufig konnte man sich auch nicht über sie beklagen. Nachten sie im Schwarzen Adler sitzen und sich an Moscas Wein gut sein lassen! Der

war ihnen gegönnt. Es war auch angenehmer. Denn sie alles das begehnten. Und wenn nicht, dann hätte Mosca den Schaden, und der konnte ihn schließlich ohne Beschwär tragen.

In der Gaststube ward Ner wieder von Luigia bedient. Aber der Leutnant war nicht mehr so höflich wie vorher. Er war kurz angebunden. Die Fassung mit dem Glas Wein ärgerte ihn und das Volk hatte ihm nicht recht gefallen. Die Begeisterung war nicht über die Menge gekommen. Das Schlagwort von der Erlösung hatte nicht gezündet. Ner hatte eine tiefe Falte zwischen den Brauen. Was machte man da! Man konnte sich auf das Volk nicht verlassen. Er dachte an diesen alten Kerl, der ihm vor der Nase das Hoch auf Desterreich ausgebracht hatte. Ner beriet sich mit Garro, kurz. So, so mußte es gemacht werden! Der Korporal trat dienstlich gemessen an Mosca heran. Der Wirt sah verblüfft auf. Was? Er habe nicht gehört. Er sollte Geisel sein? Und zwei andere aus dem Dorf auch? Ehe Mosca sich recht von seinem Staunen erholt hatte, waren schon die Soldaten draußen und lehrten mit dem alten Aloise und Carlo Muratori zurück, die ebenso verblüfft waren, wie der Wirt. Was hieß das alles? War das die Erlösung, von der der Leutnant vorher gefabelt hatte? Draußen auf dem Platz stand der alte Pietro. Er wußte noch immer nicht recht, was vorging. Was wollten die Italiener denn in Rapallo? Wann sah er die Geiseln abkehren. Gallo, was bedeutete das? Aloise, der ihm erst gestern eine Vita für eine wiedergelundene Ziege geschenkt hatte, den nahmen die Italiener einfach mit? Davon konnte keine Rede sein. Da hatte er auch noch ein Wort mitzupprechen. Wit ein paar langen Sätzen, jetzt ergab er ganz seine alten Weine, war er durch die Menge und verschwand. Ner freute sich über seinen guten Einfall. Nun war er geliebt. Wenn jetzt das Volk zu muten wagte, sollten es seine Geiseln schon büßen. Da wurde kurzer Prozeß gemacht. Die Unruhe trübte ihn ein Fenster. Er wollte auch Luigias Augen vermeiden. Wahrhaftig, es ging da draußen schon los! Er sah zum umgesteckten Köpfe, gettete Geardten und drohende Augen. Ein Kommandowort brachte seine Leute auf. Da hab draußen ein Geschrei an. Ner konnte kein Wort verstehen. Er sah nur, wie die Masse sich räumwärts wandte. Und jetzt vernahm er deutlich einen Schreie mehrere. Da mußten die Destrierer her sein. Und wieder draußen das Geschrei, lauter, leuchtender als vorher. Mit einem Satz war der Leutnant draußen, die Seinen ihm nach.

Wahrhaftig, da schrie jemand: „Hoch, Desterreich! Hoch!“ und nun nahm die Masse den Ruf auf und es war ein Brausen, das Ner einfach fortjuchwemmte. Er wußte später nicht, wie es eigentlich gegangen. Garro war, darauf befann er sich, der Erste gewesen, der den Hügel hinab jagte und der Leutnant wurde durch die Seinen mitgerissen, unwillkürlich. Wie weit hinten die blauen Hüde der Italiener verschwand, stand leuchtend der alte Pietro auf dem Dorfplatz und fluchte über sein Gewehr, das sich zu früh entladen. Aber dann schmunzelte er doch, als er sah, daß er auch so seinen alten Freund Aloise befreit hatte.

Abschied.

Sie tauchte die Feder in äbenden Spott und ließ sie über der Woge eilen: „Ach, soll die schreiben? Du lieber Gott! Was hätte ich dir wohl noch mitzuteilen?“

Denn daß ich in Sonntag nur deinetwegen

Im Park gewartet ein punkt halb drei, und noch dazu bei irromdem Regen — Sei sicher, daß ich dir das niemals vergehl

Und daß du vom Kränchen die gräßlich tolleste

Eisriede, die Schlinge, begleitet nach Haus — Na, wenn ich dir gestern gesprochen hätte — Ich kann dir nur sagen, mit uns ist es aus!

Mich kannst du nicht täuschen — du liebt mich nicht mehr! Das hab' ich mir nämlich schon lange gedacht. Denn heute sind's gerade drei Wochen her, daß du mir zuletzt Schokolade gebracht!

Und so ging es weiter im selben Ton, Durch alle Details mit behaglicher Breite. Und als zu Ende der kleine Sermon, Gerade am Schluß der dreizehnten Seite.

Da machte sie nochmals den Finger trumm

Und triebelte eifrig die letzten zwei Zeilen: Ich soll dir schreiben? Mein Himmel — Warum? Was hätte ich dir wohl noch mitzuteilen?

— Kein Wunder. „Meine Frau bodt heute mit mir.“ „Du hast bu jedenfalls wieder so viel dumme Ziden gemacht!“ — Vorsichtig. Besucher: „Warum bist denn Ihr Sohn da oben auf dem Schrank?“ Frau: „Ach, wissen Sie, damit ihm niemand auf die Hübnereugen tritt; der arme Junge hat so furchtbar große Füße.“